

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 59 (1955-1956)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Die Welt hinter dem grossen Wald  
**Autor:** Kilian, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670021>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Segantini sass vorgebeugt und sonderbar kummervoll da. Nachdem eine Weile in Stillschweigen vergangen war, begann er wieder: «Ach ja, das Geld», sagte er. «Wir brauchten Geld, um Möbel zu kaufen, Geld, um zu leben. Wir mussten Kleider anschaffen und sie sollte sich ein halbes Jahr erholen. Der Arzt riet dringend dazu. Aber wir konnten noch nicht auf ihren Verdienst verzichten.» Mit einer ruckartigen, abfertigenden Bewegung seiner nervösen Hand sagte er: «Sie wollte auch deshalb ihre Stelle nicht aufgeben.»

Er sprach jetzt sehr schnell, indem er manchmal zitterte, manchmal versagte ihm die Stimme: «Ich war ganz verzweifelt», murmelte er tonlos, «es liess sich nicht verbergen, und sie versuchte mich zu trösten. Sprach von neuen Hoffnungen, neuen Plänen. Das Leben sei doch lebenswert — und was man so redet, wenn man selbst ratlos ist. Aber es half nichts ... und darum nahm sie das Geld aus der Geschäftskasse, die ihr anvertraut war. Sie nahm es, um mir zu helfen. Verstehen Sie?»

Er sass da, sich schüttelnd, und weinte unhörbar. «Sperren Sie sie nicht ein deshalb», redete er weiter. «Sie würde es nicht überleben.» Er verstummte, zog sein Taschentuch heraus und wischte sich übers Gesicht. «Nicht einsperren», stiess er hervor. «Verhaften Sie mich. Der wirklich Schuldige bin ja ich.» Er verstummte wieder. Und kam zu einem Entschluss und sagte: «Sie geht immer in dem gegenwärtigen Augenblick des Lebens auf. Und heute hatte sie es sich in den Kopf gesetzt, das Geld herbeizuschaffen, das uns fehlte.» Er hielt ein, mit gesenktem Blick und fuhr fort, leise und schnell und heiser: «Wir arbeiten in derselben Firma. Ich kame gerade aus dem Büro des Chefs. Ich hatte ihm alles erzählt. Von Mann zu Mann. Er will uns helfen. Tatsächlich. Es ist anständig von ihm. Als ich danach durch die Büros ging, es war schon Feierabend, und sie suchte, um ihr die grosse Neuigkeit mitzuteilen, da hörte ich, dass Geld abhanden gekommen sei — aus ihrer Kasse. Es war peinlich, wie mich ihre Kollegen anstarrten, und ich lief davon, ohne mit ihr zu sprechen.» Mit verzweifelter Stimme murmelte er ingrimmig: «Gerade jetzt musste sie das tun, wo uns geholfen war. Ich kam nicht darüber hinweg, die ganze Zeit nicht, während ich in der Stadt umher irrte.» Er sprang auf und sagte: «Verstehen Sie mich jetzt? — Ich werde sagen, dass ich ihr den Schlüssel gestohlen hätte, um das Geld zu nehmen. Es klingt glaubhaft. Was meinen Sie?» Er stockte,

Schweisstropfen standen ihm auf der Stirn. Er entfaltete sein Taschentuch wieder und trocknete sie sich mit einer nervösen Bewegung. Und fragte: «Was schreiben Sie da?» Denn der Inspektor schrieb. Er hatte versucht, den Redestrom zu dämmen und zu sprechen. Einmal wäre er fast zu Wort gekommen, aber im nächsten Augenblick sprudelte die Flut schon wieder, hemmungslos, als seien alle Dämme durchbrochen. Da nahm er ein Blatt Papier vom Schreibtisch und schrieb: «Wenn Sie den Diebstahl bei der Firma Hartog meinen — sie ist es nicht gewesen —, ein anderer hat die Tat eingestanden.» Er zeigte Segantini das Blatt.

Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus wie ein dunkles Gewässer. Dann sagte Brody ruhig: «Gleich zehn Uhr. Es ist spät. Gehen Sie jetzt nach Hause. Ihre Frau wird sich ängstigen.»

Segantini sah ihn immer noch verstört, mit ungläubigen Augen an, zum Aufbruch bereit. Er wollte noch irgend etwas sagen. Was war es nur gleich? — Ach ja. — Er stand da und sagte wie zur Entschuldigung, mit zitternden Lippen: «Sie war es nicht? — Aber sie wäre doch dazu imstande gewesen ... um mir zu helfen.»

Peter Kilian

## DIE WELT HINTER DEM GROSSEN WALD

Hinter dem grossen Wald, der die Umrisse eines liegenden Riesen hatte, mit einem dicken Schmerbauch und langen Beinen, dort hinter dem Wald musste gewiss bald das Meer beginnen, so träumte ich ab und zu, wenn ich dort hinüberblickte. Auf dem Meer segelten Schoner und Briggen ... Es schaukelten zwar schon damals nicht mehr viele Segelschiffe auf den sieben Meeren, doch ich träumte trotzdem nur von ihnen. Oder ich stellte mir auch vor, dass hinter dem grossen Wald Städte mit goldenen Türmen und Kuppeln auf mich warteten, dass dort fremdartige Menschen und Tiere zu finden sein müssten. Hinter dem gewaltigen, schlafenden Riesen, hinter dem grossen,

im dunstigen Blau zerflissenden Wald, dort lag ja gewiss auch bald das heilige Land, das rote Meer und das sagenhafte Aegypten.

Und eines Tages kam die unvergessliche Stunde, in der ich das Land hinter dem Wald erblickte. Gewiss, ich sah noch nicht das Meer und auch keine Städte mit goldenen Türmen und Kuppeln, nicht das heilige Land und Aegypten, aber ich erblickte und schaute doch die Welt hinter dem Horizont, von der ich immer geträumt hatte und die mir unerreichbar schien. Es war ein wundersames Erlebnis, und die Bilder, die ich in mir aufnahm, sind bis heute lebendig geblieben.

Das kam folgendermassen. Als ich nämlich das Brot auf dem Küchenschaft noch nicht mit meinen Händen ergreifen konnte, nahm mich mein Vetter hin und wieder auf seine Streifzüge mit. Er war einige Jahre älter als ich, in meinen Augen bei nahe schon ein Erwachsener und dementsprechend welterfahren. Dass er es nicht unter seiner Würde hielt, mich überallhin mitzuschleppen, rechne ich ihm noch heute hoch an. Allerdings vermochte ich ihm nicht immer so hurtig zu folgen, wie er es wohl gern gesehen hätte; doch er war nachsichtig und selten ungeduldig. Kühn und unverdrossen lotste er mich durch das wildeste Gestrüpp und ich folgte ihm anhänglich wie ein Hund.

Damals indessen, als sich mir die Welt hinter dem grossen Wald zum erstenmal offenbarte, waren wir eigentlich nur losgezogen, um Mai-kafer zu fangen. Es war ein Flugjahr sondergleichen. Wenn man in der noch taufrischen Frühe die Aeste der jungen Eichen und Buchen schüttelte, dann prasselten die schlaftrunkenen Käfer zu Tausenden auf die Erde. Das Kilogramm galt gewiss seine zwanzig oder gar dreissig Rappen, genau weiss ich es nicht mehr. Während nun mein Vetter Paul wie ein Affe auf den Bäumen herumturnte und die Aeste schüttelte, hatte ich unten die Käfer zusammenlesen und in die mitgenommenen Blechkessel zu schütten.

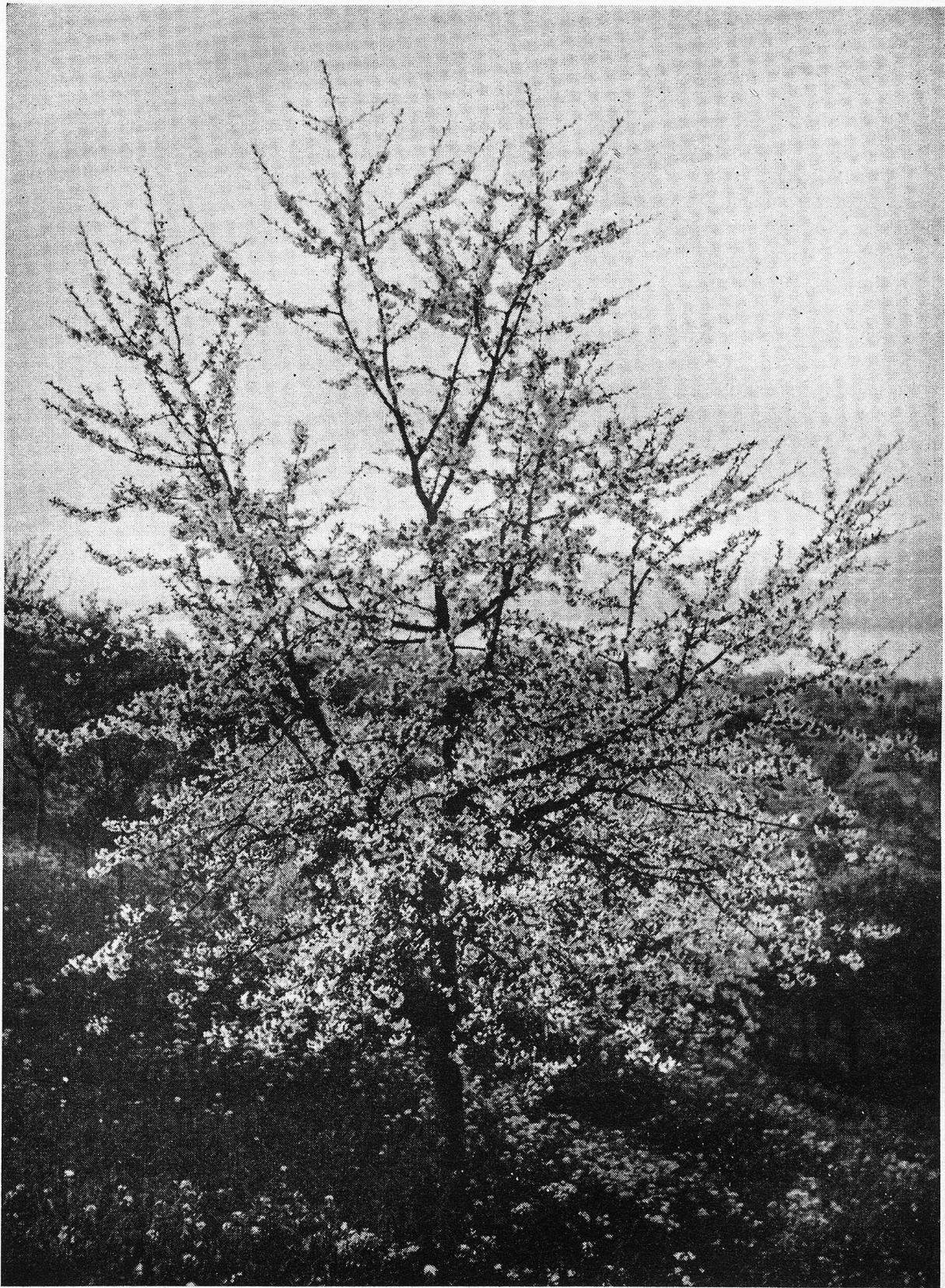
Es war ein Maimorgen, den ich nie vergessen habe. Ich glaube noch die zarten Düfte und Gerüche des jungen Grüns zu riechen, die Gesänge der Vögel zu hören und sogar mich der Worte zu erinnern, die wir sprachen. Die Erde war trocken und das Laub vom vergangenen Jahr raschelte und knisterte als schritte man durch Folien. Da und dort sahen wir noch die letzten, schon abgestorbenen Blüten des Seidelbasts und des Lungenkrautes. Der Waldboden war stellenweise mit einem dichten Teppich von blühenden Wald-

meister bedeckt; auch der Bärlauch blühte, aber die Maiglöcklein noch nicht oder sie waren schon vorbei. Im Schatten der Buchen wucherten die mastigen Lanzenblätter des Salomonssiegel mit seinen weissen Blüten, und durch das tausendfältig schirmende Blätterdach funkelte die Morgensonne, die noch nicht hoch am Himmel stand. Seidenzart waren die Blätter der Buchen und von einem hellen, durchscheinenden Grün. In den selig schnuppernden Nasen hatten wir den Geruch des treibenden Holzes, die würzigen Düfte frisch geronnenen Harzes und der speckig-schwarzen Humuserde. Tausenderlei Düfte fanden sich zusammen zu einem einzigen Duft: dem Ruch des Waldes an einem Morgen im Mai.

Mein Vetter verschmähte die Strassen und Wege, so wie ich es später auch gehalten habe. Ihn lockte die Wildnis und das Abenteuer. Mit gleichsam rudernden Armen durchquerte er die Dickichte und gab die Hoffnung nie auf, eines Tages doch noch auf einen Schatz zu stossen oder eine Höhle zu entdecken, in der Räuber ihre Beute horteten, und ich muss gestehen, dass ich es später ebenso hielt. Wir haben aber nie Goldschätze gefunden und keine Räuberhöhlen entdeckt, aber dass wir überhaupt Schätze finden wollten, das war doch die Hauptsache, und wie leicht war es damals noch, gewöhnliche Quarzkiesel für Diamanten zu halten!

Kam eine Schneise, so musste sie durchquert werden; kam ein Bach (und war er noch so schmal!), mussten wir ihn durchwaten. Steile Halden oder Felshänge wollten wir an ihrer schwierigsten Stelle erklimmen, auch auf die Gefahr hin, unsere Halbleinen zu zerfetzen.

An jenem Morgen hatten wir unsere Kessel bald mit den krabbelnden Käfern gefüllt. Der Mittag war noch fern, und so streunten wir abenteuersüchtig durch den Wald. Erst viel später wusste ich, dass mein Vetter sich verirrt hatte; ich selbst konnte ja keine Ahnung haben, wo wir uns befanden. Er war der Anführer und besass mein schrankenloses Vertrauen; seine Weisheit auch nur anzuzweifeln, wäre Verrat gewesen. Immer hatte er mich wohlbehalten wieder nach Hause gebracht, meistens zwar mit beträchtlichen Verspätungen und vermutlich auch auf Umwegen, aber gleichsam heil und wohlbehalten hatte er mich der Mutter immer abgeliefert. Die Zeit oder vielmehr ihre menschlichen Massseinheiten waren mir damals noch unbekannt; die Tage erwachten mit der Sonne und gingen mit der Dämmerung



Kirschblüte

Camera

schlafen, und ob es Mittag oder Abend war, dies spürte ich am deutlichsten im Magen.

Heute zweifle ich nicht mehr daran, dass Paul sich an jenem Morgen gründlich verirrt hatte, doch wäre er nicht Paul gewesen, wenn er sich auch nur mit einem Augenzwinkern verraten hätte. Als er unvermittelt anhielt, seinen Zeigefinger mit Speichel netzte und ihn in die Höhe streckte, fragte ich sofort wissbegierig: «Was tust du, Paul?»

Er blickte mich stirnrunzelnd an und überlegte vermutlich, ob er mich in sein Wissen einweihen könnte. Dann antwortete er bedeutungsvoll: «Ich will nur die Windrichtung feststellen ...»

Es ging aber kein Wind. Still war es im Wald; kaum dass sich die jungen Blätter bewegten.

Nochmals steckte er seinen Zeigefinger in den Mund und hob den Arm; das Resultat war, wie ich an seinem Gesicht ablesen konnte, unbefriedigend.

Noch bevor ich meine Neugier weiter zu stillen vermochte, sagte er: «Bist du müde? Magst du noch?»

Ich nickte tapfer, obschon ich ziemlich müde war.

«Es geht jetzt nicht mehr lang», tröstete er mich, «dann sind wir zu Hause. Du bekommst dann die Hälfte vom Maikäfergeld.

«Fein!» rief ich hocherfreut und dachte schon an den Bärenreckstengel, den ich mir erwerben wollte; auch nach Süssholz und spanischen Nüsschen hatte ich immer ein grosses Verlangen.

«Wir machen jetzt zehn Minuten Rast», sagte er nach einer Weile. «In der Fremdenlegion wird das immer so gemacht auf den grossen Märschen.»

Paul pflückte, nachdem wir uns am Fuss einer Eiche gelagert hatten, eine Sauerkleeblüte und steckte sie in den Mund. Kauend blickte er sich immer wieder unruhig um. Einen Weg hatten wir schon seit geraumer Zeit nicht mehr überquert und der Wald schien weit und breit kein Ende zu nehmen, was mich indessen nicht im geringsten beunruhigte, weil Paul ja bei mir war.

«Möchtest du denn auch einmal ein Fremdenlegionär werden?» fragte ich.

«Vielleicht», sagte er nachdenklich. «Nur wenn ich nicht Kapitän auf einem Dreimaster werden kann. Du darfst dann als Schiffsjunge bei mir anheuern ...»

«Fein!»

«Und wenn du dich gut hältst und keine Memme bist, dann machte ich dich zuerst zum Leicht-

matrosen, dann zum Vollmatrosen — und dann lasse ich dich vielleicht auch an das Steuer.»

Paul war in Gönnerlaune.

«Was ist das — eine Memme?»

«Eine Memme ...» Er kniff ein Auge zusammen und studierte. «Eine Memme ist ein Schissbruder, ein Feigling.»

«Ich bin keine Memme!» sagte ich trotzig. Nach einer kleinen Pause fügte ich seufzend hinzu: «Wenn ich nur schon Steuermann wäre! Wohin fahren wir?»

«Wir segeln», belehrte mich Paul.

«Wohin?»

«Zuerst einmal in die Südsee.» Die Selbstverständlichkeit, mit der er das sagte, erfüllte mich mit grosser Zuversicht.

«Wo ist das?»

Er blickte mich mit einem Kopfschütteln an. «Frag doch nicht immer so dumm! In der Südsee natürlich. Da drüben.» Er deutete in den Wald hinein, so als würde sie gleich hinter den Bäumen beginnen. «Mindestens zwei Jahre müssen wir segeln. Um das Kap der Guten Hoffnung herum ...»

Ich hatte jetzt nicht mehr den Mut, ihn zu fragen, wo sich das Kap befindet.

«Die meisten Segelschiffe», fuhr er fort, «gehen beim Kap der Guten Hoffnung mit Maus und Mann unter ...» Er wurde sehr nachdenklich. «Wir könnten ja zuerst einmal durch den Suezkanal segeln. Durch den Suezkanal und das Rote Meer ist es auch kein Kinderspiel. Da muss ich dann selber ans Steuer.»

«Ssss!» zischte er plötzlich leise und flüsterte: «Schau — dort!»

Ich blickte in die Richtung, die er mir wies, sah jedoch nichts — nur Baumstämme, dünne und dicke, glatte und rauhe, braune und perlgräue. Ich guckte mir schier die Augen aus dem Kopf, aber sehen konnte ich trotzdem nichts.

«Siehst du es denn nicht?» flüsterte er unwillig. «Dort drüben! Dort!»

Endlich erspähte ich das Eichhörnchen ganz nahe am Stamm einer Föhre; es beäugte uns neugierig und kletterte dann behende am Stamm empor, beäugte uns nochmals, kletterte wieder und verschwand mit seiner rotbraunen und buschigen Rute im Geäst.

Wieder war alles still. Beinahe senkrecht stand jetzt die Sonne über dem Wald, doch ihre Strahlen blendeten uns nicht, weil das Blättergewölbe uns beschirmte.

«Warum heisst denn das Rote Meer — Rotes Meer?» setzte ich die unterbrochene Unterhaltung fort.

«Weil es rot ist! Wie kann man nur so blöd fragen?» erwiderte Paul gereizt.

«Warum ist es rot?» bohrte ich beharrlich.

«Weiss ich doch nicht!» Es ärgerte ihn, dass er's nicht wusste.

«Wasser ist doch blau.»

«Nein grün!»

«Es ist aber dort rot. Warum ist es rot, wenn es grün ist?»

Paul schüttelte mit einer Grimasse den Kopf. Mir war eben nicht zu helfen. Ich war noch zu klein und zu dumm.

«Die Neger sind ja auch schwarz und nicht weiss wie wir», lenkte ich versöhnlich ein.

Meine Logik schien ihm einigermassen einzuleuchten, denn er antwortete nicht. Statt dessen sprang er auf und sagte: «Wir müssen jetzt marschieren, sonst kommen wir nie nach Hause — und die Maikäfer muss man lebend abliefern.»

«Wenn wir dann durchs Rote Meer segeln, Paul, dann wissen wir, warum es rot ist», sagte ich, um endlich die heikle Frage zu verabschieden.

Ich folgte ihm von neuem in seinem Kielwasser. Meine Müdigkeit konnte ich bald nicht mehr verheimlichen, doch wollte ich tapfer sein und keine Memme. Schon oft, wenn ich müde geworden war, hatte er mich auf seinen Rücken genommen. Bald, so hoffte ich, würde er mich nun fragen, ob ich müde sei und mich sodann auf seinen Rücken schwingen. Doch Paul war düster und schweigsam und er fragte nicht. Immer wieder spähte er rundum durch den Wald, in ein Tälchen hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf. Und auf einmal beschleunigte er seine Schritte und rief: «Hier geht's hinaus, lauf schneller!»

Vor uns war es hell geworden. Und dann nahm der Hochwald unvermittelt ein Ende. Eine schmale Zone Gesträuch folgte. Aus einem Busch schoss eine Amsel auf und flatterte aufgeregt schimpfend vor uns her. Weiter drüben krächzten Häher; wir sahen sie auffliegen und im Hochwald verschwinden.

Dann kam zähes, dürres Wintergras, das mir zeitweise bis an die Schultern reichte. Vereinzelte Birken und silbrig schimmernde Wacholderbüsche folgten, und dann standen wir auf einmal auf einmal auf einer Kuppe, dem Grat einer steil abfallenden Halde — und vor meinen masslos staunenden Augen breitete sich ein fremdes, nie

gesehenes Land aus. Ja, geradezu fassungslos stand ich und schaute hinaus in diese fremde, unbekannte Weite. Es war das Land hinter dem grossen Wald! Unter uns breiteten sich Felder aus, die sich wie bunte Teppichstücke zu einem Riesenteppich zusammenfügten; kleine Waldungen sahen wir, die wie Inseln inmitten der Felder gebreiten lagen, und gleich unter uns, unter dem Hang und einem verwilderten Kalksteinbruch, sahen wir ein Dorf, ein kleines, putziges Dorf.

Gewiss, ich erblickte nun keine Städte mit goldenen Türmen und Kuppeln, auch nicht das Meer und ägyptisches Land, doch daran dachte ich ja gar nicht mehr, so überraschend und staunenswert war der Anblick der weiten und fruchtbaren Ebene. Im Mittagsfrieden lag das Bauerndorf unter uns; seine weitausladenden Dächer spielten vom grellen Zinnober bis zum dunklen Schiefergrau, und in seiner Mitte erhob sich ein schlanker Kirchturm mit farbigen Glasziegeln, die in der Sonne wie die Splitter in einem Wunderrohr funkelten und glitzerten. Aus einigen Kaminen schraubten sich Rauchsäulen senkrecht in das Blau. Und alsdann entdeckte ich auch einen See, der wie ein ovaler Spiegel im Grünen lag; seine Ufer waren von Schilf umsäumt und Pappeln spiegelten sich in der Wasserfläche. Paul zeigte mir auch den Strom, der sich wie eine Riesen Schlange durch die Ebene wand, hin und wieder unseren Blicken entzogen wurde, von neuem auftauchte und in der Ferne versickerte. Und ich vermochte kaum zu fassen, dass das unser Rhein war und dass wir ihn nur von einer anderen Seite betrachteten.

«Sind wir jetzt nicht weit von zu Hause fort», sagte ich plötzlich ziemlich besorgt.

«Du bist ja schön dumm», sagte er herablassend, denn er kannte sich nun wieder aus, «in einer Stunde sind wir zu Hause. Dahinten (er deutete mit dem Daumen über seine Achsel) sind wir daheim.»

Diesmal konnte ich ihm nicht recht glauben. Bestimmt waren wir unerhört weit fort. Hier gab es nicht mehr die vielen Häuser und Strassen, die Bahnlinien und rauchenden Schloten. Und niemals hätte ich den Weg allein nach Hause gefunden.

Später allerdings wurde die Welt hinter dem grossen Wald ein wenig entzaubert. Sie verlor aber nichts von ihrer Schönheit, nur den Zauber der grenzenlosen Grösse und Fremdheit büsst sie ein. Der spiegelblanke See war in Wirklichkeit ein stiller und verträumter Weiher. In das kleine

Dorf mit dem wunderbar funkelnden Kirchturm spazierte ich später noch oft, nur nicht mehr auf unbekannten Zickzackwagen im Wald. Und wie ein Traumbild begleitet mich noch immer die Vision von der grenzenlosen, unbekannten Welt hinter dem grossen Wald, die sich mir an jenem Maintag zum erstenmal offenbarte. Die Städte mit den goldenen Türmen und Kuppeln, das sagenhafte Aegypten, das Rote Meer und das Kap der Guten Hoffnung aber lagen nun hinter noch ferneren Horizonten...

Vre Gimmi

## ENGLISCH LERNEN

### EINE KUNST

Victoria-Station, 7 Uhr p. m. — Londoner Nebel, klebrig und feucht. Die Anschrift «Cafeteria» in Leuchtbuchstaben erinnerte mich traurig an den europäischen Kontinent, den ich verlassen hatte. Allerdings nur, bis ich eingetreten war. Selbstbedienung, stehendes Kaffeetrinken; kein Gelächter und unbeschwertes Geplauder, dafür Nebel selbst im Lokal, Regenmäntel, graue Kleidung — all das mutete mich seltsam und fremd an, wahrscheinlich sehr englisch. Und das Getränk selber belehrte mich über den Grund, warum die Engländer lieber Tee trinken.

Da war ich nun: eine der vielen, die auszogen und ausziehen, die englische Sprache zu lernen. Denn die Zeiten haben sich geändert, nicht wahr? Heute sind es in der Mehrzahl nicht mehr fahrende Ritter, sondern fahrende Ritterinnen, die ausziehen... nicht mehr, um Riesen und Drachen zu besiegen, sondern die Tücken der englischen Grammatik und der englischen Aussprache; und ihre Waffen heissen nicht mehr Lanze und Schwert, sondern Besen, Putzlappen, mehr oder weniger gute Kochkenntnisse (ein Glück, dass die

Engländer in dieser Hinsicht keineswegs, aber wirklich keineswegs, verwöhnt sind) und last not least Kinderliebe.

Man hatte mir erklärt, das Fremde nicht traurig zu nehmen; man hatte mich darauf aufmerksam gemacht, dass England eine sich mittelalterlich gebärdende Insel mit modernem Vorzeichen sei, während ich von einem Festland komme, das sich fürchterlich modern gebärde und dabei seine mittelalterliche Grundhaltung keinen Augenblick verleugnen könne. Man hatte mir versichert, sobald ich einmal Englisch könne, werde ich... Sobald ich einmal Englisch könne! Nun ja, im Augenblick konnte ich noch kein Wort. Aber das entmutigt mich zunächst durchaus nicht. Hatte ich doch eine Stelle bei einer «gut schweizerischen» Familie in Aussicht, und diese hatte mir ausdrücklich zugesichert, dass ich genügend freie Zeit haben werde, um nebenbei eine Sprachschule zu besuchen.

Mit grösster Zuversicht packte ich die Arbeit an, musste aber bald feststellen, dass ein Versprechen ein Versprechen und noch lange keine Tatsache ist. Die freie Zeit entschwand mir einfach, unfassbar wohin. Zwei Monate lang suchte ich nach einer Abendschule, die nach zehn Uhr abends ihre Pforten öffnen würde, denn bis dahin hatte ich meinem «Job» abzuliegen, welcher in erster Linie darin bestand, mit den beiden Kindern ausschliesslich «Schwyzerdütsch» zu sprechen. «Damit sie die Sprache ihrer Heimat von Kindsbeinen an lernen.» Nun, damit war sicher ein hochpatriotisches und hochehrbares Begehr — nur lernte ich dabei «Mi tunders Türi» und «E dr tuusig Gotts wiuve» und noch viele weitere Schönheiten des Berndeutschen bedeutend rascher und gründlicher, als auch nur «shocking» und «lucky me»!

Was blieb mir übrig, als mich nach einer andern Arbeit umzusehen. Durch Zufall lernte ich einen «Pub»-Besitzer kennen und dieser Gentleman willigte ein, mich nachmittags jeweilen für ein paar Stunden als Serviettochter zu beschäftigen. «Oh lucky me!...» und wie erst, als ich nach langem, langem Suchen sogar ein nettes Zimmer in der Nähe des Picadilly-Circus fand: ein Zimmer mit erschwinglichem Mietpreis. Wie schön stellte ich mir bereits alles vor: Die Morgenstunden «after breakfast» mich im Polytechnikum dem Sprachstudium zu widmen; «just as student». Und mein Traum von einem Zimmerchen: Kamin, Plüschsofa und Kerzenhalter. Ein